



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### Briefe aus Paris.

Aschermittwoch auf allen Seiten. Alte und junge Weiber. Herr Guizot und die Grippe. Cousin. Der todte Jeoffroy und die lebenden Comödianten. Bittschrift der dramatischen Schriftsteller an den Minister des Innern. Das Journal des Débats und die preussische Staatszeitung. Hugophilien und Hugophoben. Neueste Literatur. Das Dictionaire der Academie und seine neue Colonie. Guzkow erwartet. Zusammenreffen mit Heine.

Warum ich Ihnen während der Fasten nicht so fleissig schreibe, als während des Carnevals? Lieber Freund, eben weil wir Fasten haben. Die Leute gehen hier mit Aschermittwochsgeschäftern umher — wollen Sie Briefe über den Katzenjammer? Die Kammer, die Presse, die Theater, das Publikum, überall blasse Gesichter, erschlaffte Glieder, Aschentreuze auf Aller Stirne. Die Journale puzen zwar noch jeden Tag ihre welken Leiber auf, aber man ist stumpf für ihren Reiz, und die alten Künste locken nicht mehr. Ist dieses eine bloss momentane Erschöpfung, und wird morgen, übermorgen die Lust von Neuem auflobern, und das Bahana! wieder beginnen? Dieß wissen die Götter, welche in dem Spiegel der Seine die Zukunft schauen. Aber gräßlich wäre es, wenn dieses schöne Frankreich wie eine alte Greisette stumpf und abgehebt am Wege sitzen bliebe, während rings die Welt zu neuem Leben, zu neuer Jugend vorwärts stürzt. Man beschäftigt sich jetzt hier viel mit Deutschland, deutscher Literatur, deutschem Handel, deutschen Eisenbahnen — ist dies ein gutes Zeichen? Mich erschreckt es. So lange Frankreich jung war, da war es coquet und eroberungslüchsig. Nun, da es nachzudenken und um seine Nachbarn sich zu bekümmern beginnt, da will es mich bedünken, als fühle es Runzeln auf seinem Gesichte. Es liegt etwas Tragisches in dem Momente, wo ein schönes Weib ahnt, daß es zu altern beginnt. In Glanz und Eroberungen gewöhnt, soll es plötzlich an seine Zukunft denken, und mit den kleinen Sorgen des Hauswesens sich belasten. Gestern noch wollte Frankreich den Rhein erobern, und heute — Gott erhalte die Epiciers, wir werden bald mehr Kaffee trinken, Tabak schnupfen, einen Mops anschaffen und die Karten uns aufschlagen lassen. Die Ge-  
betbücher steigen schon im Preise.

40\*

Neuigkeiten? Herr Guizot liegt an der Grube, und hustet und niest, daß ihm die Augen übergehn. Ach, es lag ihm längst schwer auf der Brust! Und vollends, seit er den englischen Flanell, an den er so gewöhnt war, ablegen mußte, da vermehrten sich die Schmerzen, und des Seitenstechens ist kein Ende. Aber der Mann hat ein zähes Leben, und vor der Hand ist nichts zu fürchten. Herr Thiers, der als lachender Erbe an seinem Bette steht, soll seinem Cousin mit betrübter Miene zugeflüstert haben, daß noch für lange Zeit keine Aussicht auf die Erbschaft da sei. Demgemäß hat der Herr Cousin beschlossen, seine Hoffnung auf das Portefeuille aufzugeben, und sich mit einer nach gewöhnlicher Art gefüllten Brieftasche zu begnügen; er hat seine alte Stelle bei dem Unterrichtsweisen — welche er während seines kurzen Ministerthums voreilig aufgegeben hatte — wieder angenommen. Die Wissenschaft hat wieder eine Stütze gewonnen, sagt das Journal des Débats, und reibt sich zufrieden die Hände. — Dafür aber ist Geoffroy gestorben, und ich fürchte, der Verlust, den die Wissenschaft hier erlitt, ist viel größer, als der Gewinn, dessen sie sich erfreut. Er ist arm gestorben, der arme Geoffroy, und die Regierung war so großmüthig, so gnädig, so ungeheuer freigebig, der Wittve des Mannes, der eine der größten Pierden des wissenschaftlichen Frankreichs war, eine Pension von 2000 Franken, zu Deutsch 500 Thaler, anzuweisen, — »damit sie ihre Kinder anständig erziehen kann!« Wäre Herr Geoffroy ein Kenorfänger oder ein Schauspieler gewesen, dann würde seine Wittve nicht für 500 Thaler Anständigkeit seinen Kindern schenken lassen müssen. Da ist ein Comödiant, Herr Menjaud am Theatre français, ein Pyffleus, der seiner Familie eine bessere Zukunft sichern will, als der selige Geoffroy. Was thut er? Er schmolzt, er reicht seine Demission, er will sich zurückziehen; im Grunde heißt dies nichts anderes, als er will fester gebunden sein, einen vortheilhafteren Contract, Gage-Erhöhung, Pension für Weib und Kind. Der Mann hat seine Clique, auf die er sich verlassen kann, und er weiß, er geht sicher. Denn so eben enthält das Journal des Débats, das hochwürdige, hochernste Organ der Regierung, folgenden an den Minister des Innern gerichteten Brief: „Herr Minister! Die unterzeichneten Schriftsteller haben die Ehre, Ihnen vorzustellen, daß sie mit Betrübnis die Nachricht von dem wahrscheinlich nahen Austritt des Herrn Menjaud aus dem Theatre français hörten. Herr Menjaud hat zu allen Zeiten einen vorzüglichen Rang bei der Bühne eingenommen, und fast behauptet er den vorzüglichsten. Für das Publicum ist er ein vortreffliches Subject, für den Schriftsteller ein nöthiger Acteur und für die jungen Schauspieler ein Muster herrlicher Direction. Sein Verlust wäre eine wahre Calamität, Herr Minister, und wir wagen Eure Excellenz zu bitten, Befehle ertheilen zu wollen; damit die Schwierigkeiten ausgeglichen werden, welche seinem Wiederengagement sich entgegenstellen. Empfangen Sie die Versicherung der Hochachtung &c.“ Unterzeichnet: Etienne, Scribe, Casimir Bonjour, Dupaty, E. Delavigne, Delaville de Mirmont, Melesville &c. Was würde man in Deutschland für Augen machen, wenn z. B. die preussische Staatszeitung ein von den Herrn Raupach, Blum, Werder &c. an den Minister gerichtetes Schreiben veröffentlichte, worin eine Gehaltserhöhung des Herrn Nott nachgesucht würde?

Literarische Neuigkeiten? Hugo's Rhein und das durchgefallene Drama von Alexander Dumas, Lorenzino, sind noch immer die Knochen, an welchen die litera-

rische Conversation nagt. Dumas ist den Morgen nach der ersten Aufführung nach Italien abgereist, um dort unter Citronenbäumen und süßem Himmel der bitteren Pille zu vergessen. Das Interesse für Dumas ist ganz abgeklüht. Die Vielschreiber dieses Mannes hat seinen Namen abgenutzt, es ist ein abgestandenes Nomen. Victor Hugo hingegen bleibt noch immer eine wichtige Personage, um den mancher literarische Streit durchgefochten wird, und grade wie man in Deutschland Hegelianer und Hegelinger hat, haben wir hier Hugophilien und Hugophoben. In den letzten Tagen beschäftigen sich die Journale mit Angriffen, Replikuen und Contrereplikuen, mit welchen die Freunde und Feinde Hugo's gegeneinander zu Felde ziehen. Dieser Froschmäusler Krieg dreht sich um ein Citat aus dem Horaz, welches Hugo in seinem letzten Buch gebraucht, und worin auf eine kleine Stadt Italiens angespielt wird, welche der Verfasser *Usculum* nannte. Die Hugophoben behaupten nun, der Dichter des Hernani sei ein vollständiger Ignorant, da es nie ein *Usculum* gegeben, sondern der wahre Name jener Stadt sei *Oequotuticum*. Die Hugophilien ihrerseits bestehen hartnäckig darauf, daß dieses *Usculum* durchaus und ausschließlich das Recht habe, eine kleine römische Stadt gewesen zu sein, während die Existenz der *Oequotuticum* nichts anderes als ein von der Polizei ausgeprägtes Gerücht sei.

Der Buchhandel hat sich in neuester Zeit wieder etwas erholt, und die Schriftsteller, die bisher ihre Romane in den Feuilletons der Journale abdrucken ließen, stellen sich mit ihren Manuscripten wieder häufiger ein. Von Eugene Sue, von dem kaum der in äußerlicher wie in innerlicher Beziesung fürchtbare Roman *Mathilde* erschienen ist, wird bereits ein neuer vierbändiger Roman gedruckt. Ein nicht uninteressantes Buch ist: Der frühere Adel und der jetzige, vom Graf Zeller, einem Deutschen, der in französischer Sprache schreibt. Der Pilger in drei Bänden von Bicomte D'Arlicourt ist unter der Presse. Dieses Buch wird viel Aufsehen und Aergerniß erregen. Der Verfasser ist bekanntlich Legitimist und der Gegenstand desselben ist eine Wallfahrt zu dem bourbonischen Prädenten, der in Kurzem mit der Prinzessin Olga sich vermählen soll. Ich habe in einer Gesellschaft den Verfasser ein Bruchstück daraus vorlesen hören (die Ankunft in Kirchberg), welches ganz prächtig geschrieben ist. Aber mit Ausnahme der trefflichen Schilderungen der steyrischen Landschaft sind die Empfindungen faulstick mit Schminke überladen. Das wichtigste Buch der ganzen Jahreszeit ist die Fortsetzung des *Dictionnaire de l'Académie*, welche bei Didot unter dem Titel *Complément du Dictionnaire de l'Académie française* erschienen ist. Während das eigentliche *Dictionnaire* sich nur auf die literarische Sprache beschränkt, d. h. auf die, welche die Academie sanctionirt hat, enthält das *Complément* über 114,000 Worte scientificcher, technologischer Art, nebst solchen, welche theils veraltet sind, und theils als unsanctionirte Neuerungen betrachtet werden. Es ist dies gewissermaßen eine Vorstadt außerhalb der Barrieren, deren Einwohner keine Stadtbürger sind, die aber nichtsdestoweniger des Tags über auf allen Straßen der Hauptstadt angetroffen werden.

Unter den hiesigen deutschen Literaten — und Sie wissen, wir haben eine starke Schwadron hier liegen — trägt man sich mit dem Gerücht, Gutzkow werde im Laufe dieses Monats eintreffen, und eine Zeitlang hier verweilen, um die Theater zu studieren. In der Praxis läßt sich hier viel lernen, aber die Poesie kann

keinen Gewinn daraus ziehen. Das deutsche Drama braucht frisches, nationales Blut, hier ist alles abgestanden. Gutzkow wird eine glänzende Aufnahme hier finden; wie ich höre, soll eine Uebersetzung seines *Natulus* an einer der hiesigen Bühnen eingereicht worden sein. Doch bei dem Vorurtheil, daß man hier im Allgemeinen gegen deutsche Dramatik hat, dürfte die Annahme und die Aufführung nicht allzu rasch gehn. — Gutzkow wird hier mit Heine zusammentreffen. Hoffentlich werden die alten Scandale nun ruhen, es wäre traurig, wenn die Grabesstätte Börne's durch den Zwist seiner beiden Biographen entweiht würde; die Ehre der deutschen Literatur würde im Auslande keinen Glanz dadurch gewinnen. Leider ist Heine noch immer im gereizten Zustande, wenn von Gutzkow gesprochen wird. Mögen die Zwischenträger und dienstwillige Ohrenbläser keine Gelegenheit suchen, ihre Schadenfreude zu kühlen.

Philipp W.—

## II.

### Neueste Literatur.

„König Rubezahl und seine Gnomen, Gedicht von Heinrich Schwarzschild“ (Frankfurt, 1842. 2 Theile. 8.) — Welch ein glücklicher Gedanke in unsern rübenzählenden Tagen! Es gehörte viel Kühnheit, viel Dichtermuth dazu, den gewaltigen Geist des Riesengebirges unter uns heraufzubeschwören, die wir in den Gründen der Erde keine Geister mehr zu suchen brauchen, da Geisterlärm und Spuk schon in heller Sonne ihr Wesen treiben. Es ist lange her, seit uns Muffäus witzige Märchen aus der Hand gekommen, und mancher Sagenfreund wird, gleich uns, begierig sein zu erahnen, was indeß aus dem Könige der Gnomen geworden. Ist er noch, wie ehemals, der grämlich-gutmüthige, heftige, weißbärtige Alte! Oder ist er dem allgemeinen Fortschritte unterlegen, hat auch er sich der Civilisation verschrieben? Findet die Mode, die unumschränkste Despotin der Menschen, ihren Weg auch in die unterirdischen Palläste des Bergfürsten, in die Behausungen des Erzes und der Kohle? — Wir haben keine Ursache, in die Schilderungen des Herrn Schwarzschild Mißtrauen zu setzen, der sich überall als wahrhaftigen Märchensänger ausweist. Welche Verwandlung, welche Früchte der Bildung läßt uns sein Gedicht erkennen! Der alte Gnomenmeister, seines langweiligen Regiments über Zwerge und häßliche Weiderlarven überdrüssig, hat sich zur Figur eines romantischen, liebesbranntem Jünglings emporgeschwungen. Unterjocht von der Gewalt einer Schönen von Heute, opfert er mit Geister-Küssen und seufzenden Hauchen den Reizen eines blühenden Edelkräuleins; schüchtern und blaß, wirbt er um die ätherische Gunst, und ist überglücklich, der Gefangenen in seinem blendenden Zauberhause einige Stunden, wenn auch nicht alle, noch weniger aber alle Kammern vertreiben zu dürfen. Allein trotz des eleganten Tones, trotz der unerschöpflichen Herrlichkeiten, womit er sie überhäuft, trotz des kostbaren poetischen Talents der Unterhaltung, indem er, wie bekannt, die Industrie mit Rüben so weit trieb, daraus jederlei Menschen, Poeten, Sosen, Lustigmacher &c. zu formen; gelingt es ihm nicht, den soliden Sinn der Dame, die einen tüchtigen Erdenritter im Herzen trägt, zu überwinden. Es ist allbekannt, daß, während der Geist im Joch der Leidenschaft die Pflänzlinge seines Zaubergartens summiert, ihm seine Göttin entwischt. Armer moderner Rubezahl! Das Rechnen selbst, diese nothwendigste aller

Nothwendigkeiten, stürzt Deinen Genius in die Grube! Warum liebtest Du auch ein Erdenkind, eine Blume des Staubes, die mit Deinen zarteren Trieben nicht auf die Dauer sympathisiren kann! Du ahntest nicht, daß Deine Werthermiene, der Drang überschwänglicher Gefühle, bei Tage besehen, der spottlustigen Prinzessin widerwärtig werden mußte! Mögest Du wenigstens zum wüthenden Exempel dienen allen den unglücklich Seligen, die mit Dir auf gleichen Pfaden wandeln, und allen Iobenden Romantikern, zumal denen, die nicht so gefällige Stanzas sprechen, wie Du! —

Durch nicht weniger als zwanzig Gesänge führt uns der Dichter, mit stets frischem Humor, im leichten, sichern Gange, durch die grünen Gefilde des Rübenmärchens. Mit großer Gewandtheit in Rede und Versbau, die, obschon durchweg eigentümlich, uns an den beliebten Sängler der bezauberten Rose und die meisterhaften Uebersetzungen der Italiener erinnern kann, verbindet er jenen heitern Witz, der, ohne grade auf den Kern der Dinge Loszugehen, sich damit begnügt, lächelnd und scherzend seine Pfeile an den Mann zu bringen. Diejenigen unter unsern nichtdeutschen Lesern, — und wir besürchten, es sind deren viele — welche noch jetzt, da wir schon über ein Jahrhundert uns im Schreiben üben, über die Schwerefälligkeit und Härte unserer germanischen Sprache, als einen Erbfehler derselben, sich beklagen, können durch jeden Gesang aus Herrn Schwarzschilbs Gedicht sich überzeugen, wie geschmeidig, klar und flüssig die kühle Woge des deutschen Reimes dahinrollt. Kommen uns auch verschiedene Abschnitte vor die Hand, wo die Redseligkeit der italienischen Dittave uns unmaßgeblich zum Ueberschlagen verführt, so ist es doch überreich an solchen, die uns durch lebendige, frische, schimmernde Darstellungen vollkommen entschädigen. Fürwahr, wir müssen dem Dichter Glück wünschen, daß er so viel fröhliche Laune und so viel poetisches Capital daransetzt, um das vergrabene Märchen vom Riesenberger wieder zu Tage zu fördern und dasselbe nach neuestem Zuschnitte aufzustoßen. Es ist schon so viel bitteres Blut und verdorbene Süßigkeit den Gastmählern beigemischt, womit uns die Menge der Auzoren bedient, daß wir mit Vergnügen bei einer Arbeit uns erholen, die, wie unergiebig auch ihr Inhalt auf den ersten Anblick scheinen mag, doch aus einem bei Weitem gesunderen Sinne entsprungen ist, als die Geburten der nach Beifall und nach gewaltigen Thaten haschenden großen Köpfe. Herr Schwarzschilb hat manchen guten Griff in die Vorräthe gethan, welche die heutige Welt dem satirischen Liebe zur Verfügung stellt. Nicht, wie andere andächtige, gewissenhaft ängstliche Maler, bringt er uns ein alterthümliches, naives Bild auf Goldgrund, mit eckigen, expressefiden Figuren, voll geselinnisvoller Tiefen, durchstrahlt von zauberisch glänzenden, metallischen Lichtern; wer an einem derartigen Werke sich zu ergözen wünscht, der wird bei dem neuen Rubezahl nie, oder nur selten sich befriedigt finden. Aus der Kinderzeit der Dichtung liefert uns unser Poet kaum einige ersterbende Klänge. Wir wollen nicht darüber rechten, ob er darin die bessere Wahl getroffen, ob sein Talent, das in zarter und gefälliger Schilderung viel Geschick und Grazie verräth, nicht im Gegenstande fehlgegriffen habe; wir wollen ihm Lieber auf seinen Lustwandlungen durch die modernisirte Fabelwelt folgen, da wir ja selbst in einer Zeit leben, welche die Wunder alterthümlicher Dichtung durch beständig sich überbietende reelle Erfindungen überholt; wir wollen uns, an der Hand der Muse, den Gnomenhof anschauen, mit seinen bündigen Kammerverhandlungen, mit Geistern jeder

Sorte, von den frommen bis zu den schönen, und in jene unterweltliche Civilisation und Versenkten, ohne Frauenemancipation, ohne wirkliche Weltverbesserer, ohne zer-rissene Gemüther; wir wollen dem Erzähler wohlmeinend zuhören, wenn er uns das Leben und die Thaten einer Dame beschreibt, die, ohne ihren getreuen sterblichen Ritter zu vergessen, die Puldigungen eines Bergmonarchen nicht gänzlich verschmäht, und die, im Besiz alles Glanzes, aller Reichthümer, die das Auge wünschen kann, den zahllosen Hofstaat ihres königlichen Anbeters nicht ausreichend findet, um sich die Zeit in stets angenehmem Wechsel zu vertreiben. Sollte Hr. Schwarzschild seine Gestalten auch nicht immer aus der lebendigen Welt geschöpft haben, so müssen wir es doch, im Interesse der märchenlosen Wirklichkeit, ihm Dank wissen, daß er alles Schöne und Trefliche dem Menschendasein entlehnt, alles Widerwärtige, Peinigende, den blendenden Schimmer und die hohltönende Sentimentalität dagegen den Geistern anhängt, so daß wir vielleicht nicht sehr im Verlust sind, wenn das gesammte Fabelthum mit allen leuchtenden Brillanten und lockenden Reimklängen uns abhanden kommen sollte. Sch.

#### Die deutschen Schriftstellerinnen.

Die deutsche Lesewelt ist jetzt fast ganz von Frauen beherrscht. Die Gräfin Sabu-Sabu und die Frau von Paalzo strecken ihre Scepter gebieterisch über das romantische und romansüchtige Publikum aus. Es giebt keine Romanschriftsteller in Deutschland mehr, die Schriftstellerinnen haben sie vom Throne gestoßen. Von Frankreich herüber sendet Georges Sand ihre rüchmischen Truppen, von Schweden zieht Friederike Bremer sieghaft, wie einst Gustav Adolph, durch die Thore der eroberten Reichsbibliotheken, und um das weibliche Regiment zu vervollständigen, tritt nun auch eine Russin auf den Tummelplatz der deutschen Literatur. Die Schriftstellerin Therese ist die Frau des russischen Geschäftsträgers in Hamburg, eine Dame aus einer der ältesten Familien der deutsch-russischen Provinzen. Die Schriften derselben finden namentlich an den Ufern der Elbe ein starkes Publicum in den fashionablen Kreisen, wo die schöne Frau viele Verehrer ihrer lebenswürdigen Persönlichkeit zählt. Die weibliche Literatur in Deutschland hat sich von dem Süden nach dem Norden gezogen, und während in Wien die Frau von Weissenthurm feierlich von der Bühne Abschied nimmt und die siebenjährige Pichler in ihren Memoiren ihr letztes Werk vollbringt, gehen in Berlin, Dresden und Hamburg neue Gestirne auf, die Theetessel verwandeln sich in Dintenfässer, die Stecknadeln in Schreibfedern und die Lüneburger Halbe trägt nicht Lorbeerbäume genug, um die Lockenhäupter der hübschen Ida Fric und der schlanken Amalie Winter zu bekränzen.

#### Fürst Lynar.

Die fürstliche Literatur wird in Deutschland mit jedem Tage zahlreicher. Zu den Fürsten Wiedler, Bichnowsky, Schwarzenberg hat sich nun auch der Fürst Lynar gestellt, der ein Drama: der Ritter von Rhodus, in Dresden auführen ließ. Es ist bei Brockhaus gedruckt erschienen, und in Berlin und an mehreren andern deutschen Theatern eingereicht und angenommen worden. \*\*

Druck und Verlag des deutschen Verlagscomptoirs in Brüssel.